

Freiheit der Kunst.

Von

Emil Waldmann.

Direktor der Kunstschule, Bremen.

In Erlassen und Programmen von Künstlerarräten und ähnlichen Körperschaften wird laut und stürmisch die Freiheit der Kunst gefordert. Die Revolution, der neue Staat, soll sie bringen. Was damit gemeint ist, erfährt man nicht so recht. Freiheit von? Freiheit wogegen?

Die schönsten Ideen und die größten Ideale verkümmern an Glanz und an Werbekraft, wenn sie in die Wirklichkeit umgewandelt werden. Die Revolution, schöpferischer Künstler, als wahres Lebens-element immer ihr größtes Heiligtum, ist politische und wirtschaftliche Aufgabe geworden, die Gleichberechtigung aller am Staate wird wahrheitsgemäß mehr oder minder durchgeführt werden. Sekt sollen auch für die Kunst freierheitliche Zeiten anbrechen. Ober setzen wir eifriger: für die Künstler. Denn die Kunst ist zunächst gar keine praktische Angelegenheit, im Sinne des Staates gibt es gar keine Kunst, sondern nur Künstler und ihre Werke. Die Künstler also proklamieren ihre persönliche Freiheit: Die Möglichkeit des Schaffens, des sich Verkündmachens, des freien Ausstellens ohne Berücksichtigung von Rücksichten, des gleichmäßigen Wankens an flochtlichen Aufträgen oder Anlässen für die flochtlichen Galerien. Freiheit — und Gleichheit lautet die Parole.

Es ist mir nicht bekannt, daß bisher in Deutschland der schaffende Künstler nicht frei gewesen sei. Dagegen er sich in Abhängigkeit, so war es immer nur eine selbstgewählte Unfreiheit, keine erzwungene. Wer sich mit dem Kaiser in Kunstfragen einließ, mußte, was er zu erwarten hatte, und wer sich um Aufträge bei dem bisherigen Verwaltungssystem, um Ausstellung u. dgl. bemühte, hatte die Folgen dieser Angelegenheit sich selber zuzuschreiben. Und wer Kontrakte mit Kunsthandlern auf Papier oder auf Freigabe seiner Produktion einging, wußte auch vorher, woran er war. Daß die früher Regierenden einen stolzen, unabhängigen Künstler erzwungen hätten zu irgendeiner Handlung, die dieser vor seinem Gewissen nicht verantworten konnte, davon hat man nie etwas gehört. Wer sich verewaltigen ließ, hatte sich schon vorher seiner Freiheit begeben und war damit ausgeschlossen aus dem Führen der Aufträge. Wenn der neue Staat bereit ist — vielleicht — Aufträge erteilt, so daß er auch keine bestimmten Wünsche haben, und die Formulierung dieser Wünsche liegt in der

Hand von Männern (hoffentlich) und nicht von Institutionen. Ob diese Männer etwas von den Bedingungen des künstlerischen Schaffens verstehen oder nicht, darauf kommt alles an. Beschließen sie nichts davon, so nützt kein Ruf nach Freiheit. Die entscheidenden Personen können wechseln — die Sache, daß ein Auftraggeber bestimmte Wünsche hat wird wohl die gleiche bleiben. Es ist denkbar, wenn auch unwahrscheinlich, daß unter dem neuen Regime an die entscheidenden Stellen Persönlichkeiten treten, die noch weniger Respekt vor künstlerischem Schaffen haben, als die Autoritäten von vorgestern besaßen. Das ist Personenfrage, ebenso wie bei der Verewaltung der modernen Museen. Da sich vor es auch unter der früheren Regierung möglich, daß Wilber moderner Künstler in die Galerien einzogen. In vielen Museen war es der Fall, und daß es in der Nationalgalerie nicht möglich war, lag an der persönlichen Einmischung des Königs von Preußen. Seit seiner Abdankung aber ist der Widerstand gefallen und nun kommt alles auf die Gestaltung des Leiters und der Kommissionen an.

Bei den Ausstellungen liegt der Fall ähnlich. Alle Richtungen, alle Parteien und Vereinigungen sollen gleichmäßig berücksichtigt werden. Aber irgend jemand oder irgendeine Kommission muß doch wohl die Leitung und das Recht der Auswahl und Anordnung der Kunstwerke haben, wenn nicht, was uns hoffentlich erspart bleibt, die Glaspalastausstellung demnachst unter dem Zeichen der Zurechtweisung aufzutreten soll. Es gibt gute Künstler und schlechte und mittelmäßige. Die Guten sind am wenigsten zahlreich, sie verdienen aber die meiste Beachtung, und die Ausstellung ist am besten, deren Leitung am meisten versteht. Kommissionen, müssen zu Kompromissen und über Gleichmüdigkeit führen, und wenn dann noch alle Ausstellungsbefugter mitwählen, bekommt unfehlbar das mittelmäßige Bild den besten Platz. Kunstfragen aber sind keine Mehrheitsfragen, sondern Bezugsfragen, in allen und jedem.

In einem der modernen Programme steht zu lesen: „Retaktisches Scheidung zwischen Dilettantismus und der Ausübung der Kunst durch Berufene ist zu fordern.“ Sicher ist das zu fordern. Aber wie man das macht, darüber sind die Meinungen verschieden. Und hat man wirklich die Dilettanten von den Berufenen getrennt und stellt eine Stufe höher und will den Unterschied feststellen zwischen schöpferischen und Romantischen — wer soll da entscheiden? Die Gleichberechtigung aller Künstler bedeutet die Anarchie, Künstler sind nun einmal verschieden untereinander, im Wollen, im Empfinden, im Können. Da hilft kein Staat.

Am lautesten rufen nach Freiheit und Gleichheit die Künstler der jungen Generation, die vornehmlich, die sich noch nicht allgemeiner Anerkennung erfreuen. Sie merken aber nicht, daß, wo Freiheit herrscht, keine Gleichheit existieren kann, und wo Gleichheit herrscht, es mit der Freiheit auch schon wieder aus ist. Jeder das gleiche Recht hat, ist, als eine Art von Streikbrecher des Talents das Genie der Mehrheit verdrängt und unbekannt. Die revolutionäre das Schaffen und das schöpferische eines Künstlers ist, umlo einjamer muß er stehen und umlo attraktivität wird am Ende, sozial gesprochen, seine Stellung, wenn er überhaupt eine Stellung in diesem Sinne einnimmt und nicht lieber Privatperson bleibt. Was der Staat dabei tun kann, erschöpft sich in Vorförderlichkeiten. Das schöpferische Wahrheit fördern kann es nicht, so, es kann es nicht einmal ernstlich hindern. Das schöpferische ist in einem Zeitalter, wo der Kunst die Publizität fehlt, eigentlich immer Privatfache. Als der Staat dem Maler den Monumentalität, Feuerbach, Wände und Duden (in Wien und Nürnberg) zur Verfügung stellt, verjagt Feuerbach. Sein schöpferisches braucht andere Dinge. Es ist so leicht, immer alle Schuld auf den Staat und sein Verwaltungssystem zu schieben. Daß der neue freiheitlich gestimmte Staat imstande sein wird, als Auftraggeber richtiger zu funktionieren, bleibt noch abzuwarten. Wenn es mit der „Moderne“ geht, mit dem Expressionismus, dessen Vertreter nun in die Nationalgalerie einzuziehen, fehlen ja beinahe alle Widerstände. Der Expressionismus wird offizielle Kunstrichtung, aller Kampf erbricht sich, Expressionisten werden Lehrer an den (zweifellos ungeschickten) Akademien, und der Expressionismus wird lehrbar und lernbar. Stenogt rückt zum alten Eisen oder in die Opposition. Wo das Lebendige, das kämpferische und schöpferische der jungen Kunst bleibt, steht man nicht. Man soll uns doch nicht einreden, daß nun mit einem Male das aus der Ferne — geprüfene Zeitalter der Gotik wieder heranzubringen könne, wo alle Kräfte gemeinsam am großen Wert der Nation arbeiteten. Das kommt nie wieder. Abgesehen davon, daß wir gar keine Nation mehr sind, sondern erst wieder werden müssen, — es fehlt an der notwendigen Voraussetzung hierfür, an dem möchtigen Gemeinheitsgefühl und an dem Bewußtsein, über Haupt eine, wie immer, verantwortliche Öffentlichkeit zu haben. So las neulich an hervorragender Stelle: „Der Sozialismus ist berufen, der Kunst, die bloßer Konventionen und ablen, aber leeren Schöpfungen gleich, wieder einen Inhalt zu geben und es vermag eine ähnliche Bewertung zu erreichen wie der Sozialismus in der Renaissancezeit.“ Vor bereit primitiven Dilettantismus im Denken muß man sich hüten. Der Sozialismus

ist eine wirtschaftliche und politische Angelegenheit, der Katholizismus eine religiöse Idee. Und es grenzt an Unrecht, hoffenden und um ihre Existenz besorgten Künstlern die unerschöpflichen Kräfte vorzugewähren, ohne auch nur mit einem Wort anzudeuten, was für eine Bedeutung der Katholizismus für die Renaissancekunst hat. Wenn damit die Rolle der Kirche als Auftraggeber gemeint ist, so täuscht die Prophezeiung selber. Die Monumentalkunst, die Wandmalerei und die „Architekturplastik“, die von der Bergeshöhe großer wirtschaftlicher Betriebe „Aufgaben in Fülle und Fülle“ erwarten, wird keine goldenen Setzen erleben. Wenn man dem neuen Staat auch wohl zugeben mag, daß er, ebensogut oder besser als der frühere, Geld für Kunstwerke ausgeben kann — ich glaube, der Staat möchte selbst viel lieber wissen, wie er mit seinen Einnahmen künftige steht. Ganz ohne Kunstpflege wird der Staat auch in den moogestren Jahren wohl nicht existieren können. Aber wenn Geld einen Ekstas für Bergwerksarbeiter mit Wandmalereien ausschmückt, so ist das ein Gruppenbild von Mitgliedern einer Sozialisierungskommission nicht, Cesar Klein eine Theaterhalle dekoriert usw. usw. — was hat sich denn eigentlich außer den Persönlichkeiten der Auftraggeber und der Künstler geändert? Die deutsche Malerei des 19. Jahrhunderts konnte geüben, weil sie sich an eine mehr oder minder vollständige aber immerhin vorhandene Gesellschaft wandte, die dies aus eigenen Mitteln begabte, genau so, wie in der Zeit der bürgerlichen Kunstpflege im Volkland des 17. Jahrhunderts. Was unsere Malerei, auch die guten, im 19. Jahrhundert geworden sind, verdanken sie der Hilfe von Privatleuten. Von dem, was auch in den wirtschaftlich günstigsten Zeiten der Staat gab, geben konnte, hätte sie nicht leben und nicht sterben können. Wer die Geschichte der Mäzene und der großen Auftraggeber seit der Renaissance kennt, weiß, daß nicht Gleichheit der Mittel und der Ideen das Fruchtbarste bedeuteten, sondern Ungleichheit; und daß nicht einmal immer die größere Freiheit des Lebenslement der großen Schöpfergen war, sondern ebenso oft der wenn auch unvollkommen ertragene und oft verfluchte Zwang.